

Gebet am großen Krater

*Ich möchte dem Leser eine ruhige Stunde
schenken mit meinem Gebet.*

Else Lasker-Schüler

Am Freitag kamen Freunde aus England, die mit mir in die Wüste fahren wollten. Ich verließ meinen Schreibtisch nur ungern, immer noch in der Hoffnung, wie ein Jäger im Hinterhalt, auf ein paar entscheidende Gedanken. Hinter mir lag eine schlechte Woche. Ich hatte einen Text, an dem mir sehr lag, nicht beenden können, auch alle anderen Angelegenheiten waren ins Stocken geraten, ein Antrag auf einem Amt nicht bearbeitet worden, ein Brief aus dem Ausland, auf den ich seit langem wartete, nicht gekommen.

Wir wollten den Shabat in M. verbringen, einem kleinen Ort mitten in der Wüste. Wer schon mal von Jerusalem nach Eilat am Roten Meer gefahren ist, hat M. auf dem Weg dorthin passiert: Tankstelle, Bushaltestelle, Restaurant, ein Hotel, eine Jugendherberge. Die Touristen in ihren akklimatisierten Bussen blicken durch getönte Scheiben auf ein paar Gebäude zwischen Palmen, sehen sonnige leere Straßen, manchmal laufen wilde Steinböcke durch den Ort und knabbern an den jungen Bäumen. Wer hier lebt, muss auf vieles verzichten: keine schicken Läden, Boutiquen, Kinos oder Diskotheken. Modernes Leben erst in der nächsten größeren Stadt, anderthalb Autostunden entfernt.

Mein Verdruss löste sich auch in der Wüste nicht wie sonst. Kamele auf Hügeln, verschleierte Beduinenmädchen am Straßenrand, urweltliche Landschaften, seltene Vögel – nichts konnte meine düstere Stimmung zerstreuen. Unterwegs fielen mir alle möglichen unerledigten Dinge ein, Versäumnisse, Vergessenes... Nach außen ließ ich mir nichts anmerken, plauderte mit den Engländern, die von der Wüste begeistert waren, hörte die Ausrufe der Kinder beim Anblick eines Kamel-Babys, sprach über Pflanzen und Vögel. Aber bei allem blieb ein Gefühl des Ärgers: das Leben war mir etwas schuldig geblieben, ich hatte nicht bekommen, was ich brauchte und wollte... Es sind meist die schlechten Tage, an denen wir uns Gedanken über unser Leben machen, Tage, an denen uns Missgeschick trifft, an denen wir unsere Grenzen spüren. In diesem Augenblick erschien es mir absurd, durch die Wüste zu fahren, hier zu

sein, hier zu leben. Was hatte ich an diesem abwegigen Ort zu suchen, ich, ein Großstadtkind, Mitteleuropäer, Sohn und Enkel von Intellektuellen...

Wir hielten unterwegs und tranken Tee in einem Beduinenzelt. Es war aromatischer, starker Tee mit duftenden Pfefferminzblättern, der Kessel stand in heißer Asche. Der Beduinenjunge, der ihn zubereitete, verstand sich darauf. Er bewegte sich leichtfüßig, heiter, mit Selbstverständlichkeit in seinem Zelt, dessen Seitenwände er hochgeschlagen hatte, damit wir die Aussicht bewundern konnten, eine wunderbare, einzigartige Aussicht, weit über die Hügel der Wüste. Aber es war, als gäbe es zwischen meinem Auge und meinem Herzen unsichtbare Barrieren, als erreichten die Bilder nicht mein Inneres. Ein sanfter Wind wehte, doch ich fühlte mich nicht erfrischt. Mein Freund aus England, ein großer Vogelkenner, beobachtete den Himmel durch sein Fernglas.

Am frühen Abend erreichten wir M. und das Hotel am Rand des großen Kraters. Ich spürte kein Verlangen, die paar Meter zu den Klippen zu gehen und einen Blick in den Krater zu werfen: der große Krater ist eine bestürzende Erinnerung an die alte Welt, unberührte Landschaft viele Kilometer weit, entstanden in einer vorzeitlichen Naturkatastrophe, eine Mahnung an Leben vor uns, ohne uns. Er erregt die Phantasie, öffnet die Sinne, lässt die Gedanken schweifen ins Gestern, ins Morgen. Hier wanderten die Israeliten, über jene Hügel dort, durch jene gezackte Schluchten, sich schlängelnden Flussbetten, die inzwischen ausgetrocknet sind...

Der Krater war einst eine blühende Landschaft, die Wüste war nicht immer Wüste und wird es nicht immer bleiben, wie die großen Städte von heute nicht immer Städte waren und nicht immer sein werden. Aber wer mag davon hören? Wer nimmt sich die Zeit, an unsere Zeitlichkeit zu denken, an Wüste und Krater, vormenschliche Katastrophe, eine Erde ohne uns? Wir müssen heute leben, diesen Tag, diese Woche überstehen, und die letzte Woche überstand ich nur recht und schlecht. Was half mir der Krater, seine Landschaft, seine Botschaft von Ewigkeit?

Und wie fern lag mir die Frage, die aus seinen urzeitlichen Hügeln und Hängen, aus Klippen und Riffen, aus den jeder Trockenheit trotzen tausendjährigen Ölbäumen aufsteigt: Wer hat diesen Krater gemacht und seine Landschaften gestaltet, ohne uns, vor uns, wer hat die Flussbetten erst blühen, dann vertrocknen lassen, wer hat Abraham hierher geführt, Moses und die Kinder Israels, die Juden unter König David... Ich wollte den Krater nicht sehen, fürchtete ihn, war gefangen in meiner misslungenen Woche. gebannt von meinem mich verfolgenden Gram.

Es war Zeit für die Synagoge. Nur lustlos setzte ich mich in Bewegung, als spürte ich Widerstände, diese Woche fahren zu lassen, diese rundum unersprießliche Woche, ihre unerledigten, unerfüllten Angelegenheiten, und statt dessen den Ruhetag zu beginnen. Aber ich habe mir angewöhnt, den Shabat zu halten, die Arbeit zu unterbrechen und zur Synagoge zu gehen, Freitag Abend die traditionellen Gebete zu sprechen, das rituelle Mahl einzunehmen, telefonisch vorbestellt mitsamt der Flasche Kiddusch-Wein, im Restaurant wurde schon der Tisch gedeckt.

Die Synagoge ist keine fünf Minuten von der Herberge entfernt. Sie war noch fast leer, als ich eintrat. Mechanisch nahm ich ein Gebetbuch, schlug die Seite auf für das Freitag-Abend-Gebet, die *kabalat shabat*, "Empfang des Shabat". Der Shabat wird feierlich empfangen, seit Tausenden Jahren, das Gebet beginnt mit Psalm 95, *Lechu n'ranena l'adonai...* Lasst uns dem Ewigen zujubeln... König David hat diese Verse geschrieben, er hat oft in den Nächten nicht schlafen können, bedrängt von seinen Sorgen, größeren Sorgen als meinen – es ging um Krieg und Frieden, um das Schicksal von Völkern –, doch diese Sorgen haben ihn nicht böse und grämlich werden lassen. *Verhärtet euer Herz nicht wie in Meriba*, schrieb er eines Nachts - und es ist eben dieser Psalm 95 – *verhärtet euer Herz nicht wie am Tage von Massa in der Wüste...*

Mich trifft, noch ganz in mir selbst gefangen, dieses *Verhärtet euer Herz nicht in der Wüste* wie ein leichter Stoß. Wie seltsam, dass ein Mensch, der dreitausend Jahre vor mir gelebt hat, so genau weiß, wie mir zu Mute ist. Ich bin in der Wüste und mein Herz ist verhärtet. Ich bin gemeint, ich, nicht bereit zu beten, verärgert, enttäuscht, verschlossen, handelnd wie ein Automat. Unvermutet fällt mir, obwohl ich hebräisch lese, ein italienisches Gedicht ein:

Ho bisogno di piangere ma non posso...

Ich hätte es nötig zu weinen, schrieb der Dichter Corrado Govoni, *aber ich kann nicht...* Ein schreckliches Unglück hatte ihn getroffen, der Tod seines Sohnes, doch er war nicht fähig zu trauern. Warum nicht? Er versucht eine Antwort:

Se dalla tua beata eternità
tu vede quale automato son ridotto,
meccanico, straniero, indifferente;
fammi piangere. caro. per pietà.

Wenn Du aus Deiner Ewigkeit Glück mit ansehen musst, wie ich zum Automaten geworden bin, mechanisch, fremd, gleichgültig... Wie schnell wir so werden, ganz dem Tag, der Woche hingegeben, und darin mit uns eins, weil wir „vernünftig“ handeln, arbeiten, Geld verdienen, und darin die einzige Berechtigung unseres Daseins finden, und wie schnell wir dabei leer, fremd, gleichgültig werden, unfähig zu trauern, zu hoffen, zu glauben. Wenn Du das mit ansehen musst...mach, dass ich weinen kann, Lieber, aus Erbarmen.

Für einen Augenblick erschrak ich über das Unbestimmte meiner Wahrnehmungen, ein hebräischer Psalm, ein italienisches Gedicht, unerklärliches Hin- und Herspringen durch verschiedene Stadien der Erinnerung, erschreckend, weil „unvernünftig“, scheinbar sinnlos. Das Erschrecken währte nur einen Augenblick. Ich empfand zugleich etwas Stärkeres, etwas wie Glück, das erste Glück an diesem Tag: ich mag verhärtet, leer, mechanisch geworden sein während der letzten Woche, aber ich bin noch ansprechbar. Der Psalm hat mich ergriffen, in innere Bewegung gebracht, in überraschende Gedankenverbindungen gestürzt. Schon der erste Psalm hat die versperrten Kammern geöffnet, in denen meine Sehnsucht gefangen lag.

Viele Menschen beten. Viele in Einsamkeit, viele erst in der Not, wenn ihnen wieder einfällt, was ihnen gefehlt hat in den guten Tagen, den Tagen des Erfolgs. Beten hat dann etwas Verzweifeltes. Aus den einflussreichen Sphären modernen Lebens ist es verdrängt und verbannt. Ein Erlebnis, über das man nicht spricht, „heimliches Gebet“, „stilles Gebet“. Ich betete an diesem Abend, wie jeden Shabat, öffentlich, vor Zeugen. Nach mir waren andere eingetreten, die Synagoge hatte sich gefüllt, vorn stand jemand im Gebetsschal und betete laut den nächsten Psalm: *Singet dem Ewigen ein neues Lied, singet dem Ewigen, ganze Erde, verkündet unter den Völkern seine Ehre, unter allen Nationen seine Wundertaten...*

Ich kannte niemanden in M. außer einem gewissen Shlomo, Lehrer an der hiesigen Schule, mit dem ich vor einigen Wochen ein kurzes Gespräch geführt hatte über sein Lieblingsthema: dass die Bibel eigentlich ein Buch der Umweltschützer ist. Shlomo kam spät, von seinem kleinen Sohn begleitet, nickte mir zu, nahm ein Gebetbuch, stimmte ein in den nächsten Psalm, Psalm 29, den wir, inzwischen etwa 20 Männer und einige Frauen auf der Empore, gemeinsam singen: *Die Stimme des Ewigen ist über den Wassern, der Gott der Ehre, der Ewige lässt den Donner erdröhnen über mächtigen Wassern...* Hier in der Wüste. Meere versiegen. Städte gehen

unter oder entstehen aus dem Nichts, die Erde reißt auf, ein Krater bleibt zurück oder das Gegenteil geschieht, Einöde verwandelt sich in blühende Stätte. Die Vorväter waren in der selben Lage wie wir: sie mussten die Orte, an denen sie leben wollten, erst gründen, bauen, bewohnbar machen. In der Bibel, vom Ersten Buch Mose an, ist immer wieder beschrieben, wie das geschah.

Fast immer ist der entscheidende Satz *v javen sham m'sbeach le adonai*, „er errichtete dort einen Altar für Gott“, das war stets das erste, dann erst begann man zu pflanzen, zu bauen... Auch den Ort M. hat es vor ein paar Jahrzehnten noch nicht gegeben. Shlomo streichelt seinen kleinen Sohn, als käme es ihm in diesem Augenblick zu Bewusstsein. Eine Holländerin in lila Seide, die ich neulich in der nächstgelegenen Stadt kennen lernte, tut sich auf der Empore mit lauter Stimme hervor: *Die Stimme des Ewigen macht die Wüste erbeben, der Ewige lässt die Wüste Kadesh erzittern. In seinem Heiligtum spricht alles von Glorie. Der Ewige thront über der Sintflut, thront über allem als ewiger König. Der Ewige gibt Kraft seinem Volke, der Ewige segnet sein Volk mit Frieden.*

Gemeinsam gesungen, nach einer sehr alten Melodie, die vielleicht noch aus der Zeit des Tempels stammt. Zum ersten Mal an diesem Tag fühle ich mich nicht mehr einsam. Die Synagoge ist voll mittlerweile, manche finden keinen Sitzplatz und müssen stehen. Die Einwohner von M. sind harte Leute, fern aller Bequemlichkeiten, dennoch sehe ich Anzüge, Krawatten *à la mode*. Zur Begrüßung des Shabat zeigt man sich neu gekleidet, frisch gereinigt und gebügelt. Die Jeschiva-Schüler tragen weiße Hemden und die Kipah flott auf dem Hinterkopf. Dann erscheint noch jemand in goldfarbenem Kaftan. Ein älterer Russe tritt ein, setzt sich, mustert misstrauisch das Publikum, und ich meine, diese Art Argwohn früher schon gesehen zu haben, in kommunistischen Parteiversammlungen. Unser Volk, buntgemischt aus aller Herren Länder, singt Freitag Abend gemeinsam die selben Psalmen. Weltweit. Es waren diese Psalmen und Gebete, die uns zusammenhielten durch Jahrtausende.

Es folgt das Shabat-Lied *Lecha Dodi*, unsere Huldigung an die "Königin Shabat". Gut, wenigstens einmal in der Woche "per Gebet" daran erinnert zu werden, daß ich auch dazu auf dieser Welt bin, um zu verehren und zu lieben. Dann das *Sh'ma Israel*, "Höre Israel", drei Passagen aus den Büchern Mose, zweimal am Tag zu sagen. Erinnerung an die *mizvot*, die Gebote, die uns auferlegt sind, die unseren Bund mit Gott symbolisieren - bei der ersten Zeile beschirmen wir die Augen mit der rechten Hand. um nichts anderes zu sehen als diese Worte: *Du sollst*

den Ewigen, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele und deinem ganzen Vermögen. Es seien diese Worte, die ich dir heute befehle, in deinem Herzen. Lehre sie deine Kinder und sprich von ihnen, wenn du in deinem Hause sitzt und wenn du deiner Wege gehst...

Im Grunde eine ganz einfache Idee: ich soll an Ihn denken, nicht nur an mich. Ich soll an das Höhere in der Welt denken, nicht nur an Banalitäten, Geld, Streitigkeiten, Sorgen. Ich soll das Große und Ewige sehen, nicht nur die Welt meines täglichen Vor-mich-hin-Lebens. Ich soll aufatmen. Eine Freiheit des Denkens und Fühlens gewinnen – wenigstens für die Augenblicke im Gebet – die mir der Alltag verwehrt. Und falls ich, wie die meisten Menschen, gefangen bin in meiner kleinen Welt, brauche ich erlösende Formeln für den Übertritt in die höhere Sphäre. Diese Formeln nennen wir Gebet.

Viele Menschen beten. Es gibt weitgehende Übereinstimmung darüber, dass Beten hilft, dass es der psychischen Gesundheit dient. Wie verschieden Motive und Wirkungen auch immer sein mögen – und ein so intimer Vorgang wie das Gebet hat ein ganz und gar individuelles Gepräge – es besteht kaum Zweifel daran, dass wir Menschen es sind, die Gebete nötig haben, eher wir Menschen als Gott. Es gibt wenig Grund, unseren Gott durch Gebete barmherzig und duldsam zu stimmen: er ist es längst, ist es seit Tausenden von Jahren, sonst gäbe es uns nicht mehr. Das Reflexive des Vorgangs deutet daraufhin, dass wir unsere Gebete eher an uns selbst richten als an Gott, dass wir uns eher vertiefen als entäußern, eher „in uns gehen“ als „aus uns heraus“.

Dieses „In-uns-gehen“ im Gebet macht den Vorgang so notwendig. Beten ist ein Menschenrecht. Folglich ist es grausam, Menschen am Beten zu hindern (wie es der Kommunismus versucht hat), außerdem sinnlos. Beten ist ein Bedürfnis des Menschen, und als solches schafft es sich seinen – notfalls geheimen – Raum. Noch nie hat eine Gesellschaft überlebt ohne Gebete. Nie haben Menschen ihr Leben ertragen, ohne sich zu fragen, wozu sie auf der Welt sind, wer diese Welt erschaffen hat, worin der geheime Mittelpunkt liegt. *Hitpalel*, das hebräische Wort für beten, bedeutet ursprünglich suchen, untersuchen, betrachten, entscheiden, disputieren. Der Suchende, Untersuchende, im Gespräch die Wahrheit Suchende tritt in einen Dialog mit Gott.

Juden haben immer noch eine andere Hoffnung mit dem Gebet verbunden: die auf Gemeinsamkeit. Dieses Volk hatte Gemeinsamkeit bitter nötig in den fast zwei Jahrtausenden des Exils. Deshalb wurden.

wohin es Juden auch immer verschlug, die alten Riten und Gebete bewahrt. Die Gebete der Juden waren seit Tempelzeiten auf Gemeinschaft bedacht, auf Zusammenhalt und Gemeinsinn, auf Sozialisierung des Einzelnen in der Kommunität. Das Festhalten an diesem Prinzip hat nach zweitausend Jahren einen Neuanfang „aus dem Nichts“ möglich werden lassen: eine Rückkehr in das Land, aus dem man vertrieben wurde, ein neues Zusammenleben als Volk, als Nation. Das gemeinsame Beten zu festen Stunden, das Zusammenkommen und Beisammensein im Gebet hat dieses Volk beisammen gehalten, als Volk erhalten. Juden haben zweitausend Jahre in Furcht gelebt, fern von ihrem Heimatland, in Furcht vor dem Ewigen, aber auch vor den Nachbarn in der Zerstreuung, oft grausamen Nachbarn, meist gleichgültigen. Vielleicht singen wir deshalb am Ende der *kabalat shabat* Psalm 23: *Und wandere ich auch im Tal der Todesschatten, ich fürchte das Böse nicht, denn Du bist bei mir...* Es folgt das *kaddish jatom*, das „Gebet der Waisen“, der Kinder für ihre verstorbenen Eltern, Witwer für ihre Frauen, überlebenden Brüder für ihre Geschwister, ein Jahr lang täglich zu sagen, um nicht zu vergessen, dass wir Glieder sind in einer langen Kette, Menschen, die sich erinnern, und dass uns erst dieses Erinnern zu Menschen macht. Danach der Abschluss, *Alejnu leshabeach*, „Uns ist es auferlegt zu preisen...“, ein uraltes Gebet, dass schon zur Zeit des ersten Tempels gebetet wurde, vor dem babylonischen Exil.

Ein jüdisches Gebet ist eine Zeitreise, eine Loslösung aus Tag und Stunde, eine Erschütterung des Gewohnten. Während die uralten Texte gesungen werden, gehen meine Gedanken ihre Wege, hin und her zwischen Heute, Gestern, Morgen, zwischen dem Vertrauten, dem Unbekannten, zwischen mir und dem, an den ich mich wende. *Shema kolejnu*, bitten wir irgendwann, Höre unsere Stimme, nimm unser Gebet an, sende uns nicht leer von Dir hinweg. Die Jahrtausende, die dieses Zwiegespräch dauert, die Treue der Beziehung, das Überleben dieses Volkes durch alle Nöte, Verwirrungen, Verfolgungen gibt uns berechtigte Hoffnung. Nochmals wird das *kaddish* gesprochen, es hat etwas vom Aufsetzen auf der Erde nach einem langen, turbulenten Flug. Ich verlasse die kleine Synagoge, drücke fremder Menschen Hände, kündige an, morgen früh wieder hier zu sein. Der Krater liegt still, schweigt, ein paar Lichter tief unten, fern. Der Angestellte an der Rezeption, ein Neueinwanderer aus Taschkent, weist freudestrahlend auf den gedeckten Tisch hinter der Glasscheibe des Restaurants. Meine englischen Freunde erwarten mich. damit ich die Segen spreche. Wir werden uns dann über

anderes unterhalten, über Vögel, Landschaften und seltenes Wiedersehen, die Kinder werden erzählen, was sie entdeckt haben, die Wüste ist übervoll von unbekanntem Tieren, Pflanzen, Bildern.

Auch mir ist die Zunge gelöst, ich fühle mich frei, erlöst von den Schatten der letzten Woche. Ich habe mich befreit, habe gebetet, um von neuem zu beginnen.

© Chaim Noll, 1998

Veröffentlicht: Mut. Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Heft 374, Oktober 1998.

www.mut-verlag.de